

Politik wollte die Menschen aus den Zufälligkeiten und Bedingungen – manchmal auch aus den Unfreiheiten – des Lebens befreien, in das sie hineingeboren wurden.

Emanzipatorische Politik wollte nicht den allumfassenden Versorgungsstaat, keinen gesellschaftlichen »Club Méditerranée«, in dem alles »all inclusive« geliefert wird. Sondern sie wollte Chancen eröffnen, durchaus auch mehrfach im Leben jedes Einzelnen. Und viele in meiner Generation nutzten diese Chancen.

Nicht alles wurde gut in Deutschland und schon gar nicht perfekt. Und doch kann man wohl trotz aller Ungleichheit und weiterhin existierender Ungerechtigkeiten und Unzulänglichkeiten sagen, dass über die Jahrzehnte hinweg bis heute das beste Deutschland entstand, das es jemals gab.

Die mich bewegende Frage ist: Werden meine Kinder ähnlich über ihr eigenes Leben

und über ihr Land sprechen können, wenn sie einmal so alt sind, wie ich es jetzt geworden bin?

Meine Generation konnte selbst erfahren, dass die Mahnungen unserer Eltern berechtigt waren, obwohl wir sie manchmal nicht mehr hören konnten: »Streng dich an, dann wird was aus dir« und »Du sollst es mal besser haben als wir«. Und genauso war es: Es wurde für viele von uns jedes Jahr ein bisschen besser. Keine paradiesischen Zustände, aber eben doch Schritt für Schritt besser. Und die Politik, vor allem die sozialdemokratische, machte den Weg für uns frei.

Die Familien- und Eherechtsreform der Regierung des ersten SPD-Bundeskanzlers Willy Brandt Anfang der 1970er-Jahre und die allgemeine Liberalisierung unserer Gesellschaft halfen meiner Mutter, sich von der Gewalt meines Vaters zu lösen und meine Schwester und mich aus einer außerordentlich

schwierigen Familiensituation zu befreien. Die Bildungsreformen der Sozialdemokratie ermöglichten es mir und vielen meiner Generation zum ersten Mal, höhere Bildungsabschlüsse zu machen und sogar zu studieren. In meinem Jahrgang und in dem Stadtviertel, in dem ich aufwuchs, war es noch üblich, dass nach der »Volksschule« oder spätestens nach der »Mittelschule« die Berufsausbildung folgte, damit »Geld ins Haus« kam. Ganze zehn Prozent unseres Jahrgangs gingen nach der Grundschule ans Gymnasium. Auch ich wurde in die »Mittelschule für Knaben« eingeschult, aber die Oberstufenreform der SPD in Niedersachsen ermöglichte es mir und anderen, anschließend weiter zur Schule zu gehen.

So war ich der Erste in unserer Familie, der nach der Mittleren Reife noch zum Gymnasium gehen und Abitur machen konnte. Und dann zur

Universität. Und auch wenn das wirklich nicht sehr hohe Gehalt einer alleinerziehenden Krankenschwester damals immer noch nicht für den Bezug von BAföG ausreichte und ich parallel zur Schulzeit am Gymnasium und später an der Uni immer auch arbeiten musste, erlebte ich den berühmten »Aufstieg durch Bildung«, wie ihn die ganze sozialdemokratische Idee damals verkörperte.

Die Arbeit am Hochofen einer Glasfabrik, am Fließband, im Labor, als Ausfahrer für Waschmaschinen und Kühlschränke bei Quelle, als »Bierkutscher« bei der Einbecker Brauerei, als Nachtportier in einem Göttinger Hotel oder in der gewerkschaftlichen Erwachsenenbildung hat mir übrigens den Respekt vor körperlicher Arbeit und vor Menschen beigebracht, die mit ihrer Hände Arbeit die Steuern erarbeiteten, die mir den Besuch einer Universität ermöglichten. Es war wohl diese Demut vor denen, die ein härteres Leben als ich zu

bewältigen hatten, die mich immer davor bewahrt hat, hochmütig auf den Teil unserer Gesellschaft herabzublicken, der nicht so liberal, weltoffen, klimabewusst und multikulturell denkt und lebt, wie es sich die Tugendwächter unseres Landes oft vorstellen. Schlicht, weil sie im Alltag durch Niedriglohnkonkurrenz, teure Mieten und zu große Klassen für ihre Kinder verletzbarer sind als die liberalen Eliten unseres Landes, zu denen heute auch die Sozialdemokratie zählt.

Vielleicht liegt es an meinem Alter, dass diese Frage nach der Zukunft meiner Kinder zunehmend bei mir auftaucht. Ich habe gerade mein sechstes Lebensjahrzehnt beendet. Spätestens im Alter von 60 bemerkt man, dass die eigene Lebensspanne begrenzt ist und dass das eigene Lebensende nicht mehr so unendlich weit entfernt liegt, wie das noch vor einigen Jahren der Fall war. Ich weiß nicht, wie andere mit der Endlichkeit ihres Lebens